

J.R. DOS SANTOS

# DAS EINSTEIN ENIGMA

ROMAN

WELTWEIT MEHR ALS

**1 MILLION**

MAL VERKAUFT



J.R. Dos Santos

# Das Einstein Enigma

Aus dem Portugiesischen von Paula Porter



[luzar publishing.com](http://luzarpublishing.com)



**José António Afonso Rodrigues dos Santos** ist Sprecher der 20-Uhr-Nachrichten des portugiesischen Senders RTP1, mehrfach ausgezeichneter Kriegsberichterstatte und Journalismusdozent an der Neuen Universität Lissabon. Sein Stil ist einzigartig: spannend wie Dan Brown und tief sinnig wie Paulo Coelho.

Mit seinen Büchern erreicht er ein Millionenpublikum und regelmäßige Bestsellerauflagen, insbesondere mit *Das Einstein Enigma* (380.000 Exemplare in Frankreich, 200.000 Exemplare in Portugal), das zudem in Kürze verfilmt werden soll. 16 Romane und 7 Essays liegen mittlerweile von ihm vor. Insgesamt wurden mehr als 3 Millionen seiner Bücher verkauft, veröffentlicht in 20 verschiedenen Sprachen.

Folgende Werke sind oder werden in Kürze bei *luzar publishing* veröffentlicht: *Das Einstein Enigma*, in mehr als 18 Sprachen übersetzt, eine Verfilmung ist in Vorbereitung; *Codex 632*; *Der Schlüssel des Salomon*, die Fortsetzung von *Das Einstein Enigma*; *Das letzte Geheimnis Jesu* und *Vaticanum*.

José Rodrigues dos Santos lebt in Lissabon.

Der Autor informiert regelmäßig über aktuelle Ereignisse unter:

**[www.joserodriguesdossantos.com](http://www.joserodriguesdossantos.com)**

Für Florbela

„Ich bin das Alpha und das Omega,  
der Anfang und das Ende,  
der Erste und Letzte,  
der Allmächtige.“

*Johannes, Offenbarung 22, 13*

## **Hinweis**

Alle in diesem Buch enthaltenen  
wissenschaftlichen Angaben sind wahr,  
und alle hier abgehandelten  
wissenschaftlichen Theorien werden von  
namhaften Physikern und Mathematikern  
vertreten.

# Vorgeschichte

13. Mai 1951

Der Mann mit der dunklen Brille riss das Streichholz an und hielt die bläuliche Flamme an seine Zigarette. Er tat einen tiefen Zug, und langsam stieg eine Wolke grauen Rauchs vor seinem Gesicht auf. Dann ließ er seinen Blick über die Straße gleiten.

Die Sonne schien, in den gepflegten Gärten standen anmutige Holzhäuser, die Blätter rauschten im leichten Morgenwind. Die milde Luft war erfüllt vom frischen Duft der Glyzinien, vom Konzert der Kolibris und der emsig zirpenden Grillen. Ein Kind hüpfte, sorglos lachend und einen bunten Drachen hinter sich herziehend, den Gehweg entlang.

Frühling in Princeton.

Ein Geräusch in der Ferne zog die Aufmerksamkeit des Mannes auf sich. Von rechts tauchten drei Polizeimotorräder auf, die eine Wagenkolonne anführten. Der Motorenlärm schwoll rasch an und wurde schier unerträglich. Der Mann nahm die Zigarette aus dem Mund und drückte sie auf der Fensterbank aus.

„Sie kommen“, sagte er mit einem Blick über die Schulter.

„Soll ich mit der Aufnahme beginnen?“, fragte der andere, mit dem Finger am Knopf des Tonbandgeräts.

„Ja, besser ist es.“

Die Wagenkolonne hielt direkt gegenüber, vor einem zweistöckigen, weißen Wohnhaus mit einer griechisch anmutenden überdachten Veranda. Polizisten in Uniform und in Zivil übernahmen die Kontrolle über das Gelände, und ein untersetzter Mann, offensichtlich ein Bodyguard, öffnete die Tür eines schwar-

zen Cadillacs. Ein Mann mit weißem, über die Ohren reichenden Seitenhaar und Kopfglatze stieg aus und ordnete seinen dunklen Anzug.

„Ich kann Ben-Gurion schon sehen“, sagte der Beobachter mit der dunklen Brille.

„Und was ist mit unserem Freund? Ist er schon da?“, fragte der andere, frustriert, weil er nicht auch zum Fenster gehen und die Szene beobachten konnte.

Sein Kollege blickte zum Haus. In der Tür erschien eine leicht gebeugte Gestalt mit weißen, zurückgekämmten Haaren und vollem grauen Schnurrbart, die lächelnd die Treppe hinunterging.

„Ja, er ist da.“

Kurz darauf konnten die beiden Beobachter über die Lautsprecher verfolgen, was draußen vor sich ging.

„Schalom, Herr Premierminister.“

„Schalom, Professor.“

„Seien Sie willkommen in meinem bescheidenen Haus. Es ist mir ein Vergnügen, den berühmten David Ben-Gurion zu begrüßen.“

Der Premierminister lachte.

„Sie scherzen wohl, das Vergnügen ist ganz meinerseits. Man ist nicht alle Tage bei Albert Einstein zu Gast, nicht wahr?“

Der Mann mit der dunklen Brille blickte zu seinem Gefährten.

„Nimmst du auch auf?“

Der andere vergewisserte sich, dass die Anzeigenadeln der Geräte korrekt ausschlugen.

„Ja, mach dir keine Sorgen.“

Vor der Tür posierten Einstein und Ben-Gurion für die Reporter. Dann bedeutete Einstein seinem Gast, dass sie bei dem herrlichen Wetter draußen bleiben könnten und zeigte auf eine Gruppe Holzstühle auf dem feuchten Rasen. Die Fotografen und Kameramänner hielten den Moment fest, als Ben-Gurion und Einstein dort Platz nahmen. Nach ein paar Minuten verscheuchte ein Leibwächter die Pressevertreter mit ausgebreiteten Armen und sorgte dafür, dass die beiden Männer sich ungestört unterhalten konnten.

Im Haus zeichnete das Tonbandgerät ihre Stimmen nach wie vor auf.



„Sind Sie mit dem Verlauf Ihrer Reise zufrieden, Herr Premierminister?“

„Ja, Gott sei Dank habe ich einige Unterstützung und zahlreiche Spenden gewinnen können. Im Anschluss werde ich nach Philadelphia reisen, wo ich weiteres Geld zu erhalten hoffe. Aber genug ist es ja nie, nicht wahr? Unsere junge Nation ist von Feinden umzingelt und braucht alle Hilfe, die sie nur bekommen kann.“

„Israel ist erst drei Jahre alt, Herr Premierminister. Da ist es ganz natürlich, dass es Schwierigkeiten gibt.“

„Aber um sie zu überwinden, brauchen wir Geld, Professor. Guter Wille alleine genügt nicht.“

Drei Männer in dunklen Anzügen stürmten durch die Tür des gegenüberliegenden Hauses. Beidhändig richteten sie ihre Pistolen auf die zwei Verdächtigen, die das Gespräch belauschten.

„Keine Bewegung!“, brüllte einer der Bewaffneten. „FBI! Nehmen Sie die Hände hoch, aber schön langsam!“

Der Mann mit der Sonnenbrille und sein Kollege am Tonbandgerät hoben zwar die Hände, wirkten aber keineswegs beunruhigt. Mit den Waffen im Anschlag traten die FBI-Leute näher.

„Auf den Boden legen!“

„Das ist nicht nötig“, erwiderte der Mann mit der Sonnenbrille seelenruhig.

„Ich habe gesagt, auf den Boden legen!“, fauchte der FBI-Agent. „Nochmal wiederhole ich es nicht.“

„Immer mit der Ruhe, Jungs“, sagte der Mann mit der Sonnenbrille. „Wir sind von der CIA.“

Der FBI-Agent runzelte die Stirn.

„Können Sie das beweisen?“

„Ja, wenn Sie mich meinen Ausweis aus der Tasche holen lassen.“

„Dann los, aber langsam. Keine abrupten Bewegungen.“

Langsam griff der Mann mit der Sonnenbrille in seine Jackentasche und zog eine Karte heraus, die er dem FBI-Mann hinhielt. Die Karte mit dem runden Siegel der Central Intelligence Agency wies ihn als Geheimdienstagenten Frank

Bellamy aus. Widerstrebend gab der FBI-Mann seinen Kollegen ein Zeichen, die Waffen zu senken und blickte sich prüfend im Raum um.

„Was hat die CIA hier zu suchen?“

„Das geht euch nichts an.“

Der FBI-Agent sah zu den Tonbandgeräten.

„Ihr nehmt das Gespräch auf?“

„Wie gesagt, das geht euch nichts an.“

„Dem Gesetz nach dürft ihr keine amerikanischen Staatsbürger ausspionieren, das wisst ihr doch wohl.“

„Der israelische Premierminister ist aber kein amerikanischer Staatsbürger.“

Der FBI-Mann überdachte die Antwort. Der Agent von der Konkurrenz hatte de facto ein gutes Argument.

„Wir bemühen uns seit Jahren darum, unseren Freund dort drüben abzuhören“, sagte er und sah aus dem Fenster zu Einstein hinüber. „Uns ist zu Ohren gekommen, dass er und seine zickige Sekretärin den Sowjets geheime Informationen zukommen lassen. Aber Hoover lässt uns keine Wanzen bei ihm installieren, aus Angst vor dem, was passieren könnte, falls der Bursche dahinterkommt.“ Er kratzte sich am Kopf. „Offensichtlich habt ihr dieses Problem umgehen können.“

Bellamy verzog seine schmalen Lippen zu einem Anflug von Lächeln.

„Pech für euch, dass ihr vom FBI seid.“ Er deutete mit einer Kopfbewegung zur Tür. „Und jetzt los, verschwindet. Lasst die Großen arbeiten.“

Der FBI-Mann machte ein abschätziges Gesicht.

„Immer noch die gleichen Arschlöcher, was?“, brummte er, ehe er sich zur Tür wandte. Dann winkte er seinen Begleitern. „Kommt, Jungs, wir gehen.“

Sobald die FBI-Leute das Haus verlassen hatten, trat Bellamy wieder zum Fenster und beobachtete die beiden Juden, die sich nach wie vor im Garten des gegenüberliegenden Hauses unterhielten.

„Bob, nimmst du immer noch auf?“

„Ja“, sagte der andere. „Das Gespräch ist gerade in eine entscheidende Phase getreten. Ich stelle lauter.“

Bob betätigte den Lautstärkeregler, und im Raum ertönten abermals die Stimmen Einsteins und Ben Gurions.

„... Verteidigung Israels“, beendete Ben-Gurion gerade einen Satz.

„Ich weiß nicht, ob ich das machen kann“, erwiderte Einstein.

„Können Sie nicht oder wollen Sie nicht, Professor?“

Es entstand eine kurze Pause.

„Ich bin, wie Sie wissen, Pazifist“, nahm Einstein den Faden wieder auf. „Ich finde, es gibt schon genug Unglück auf der Welt, und wir spielen hier mit dem Feuer. Dies ist eine Macht, vor der wir Respekt haben müssen, und ich weiß nicht, ob wir reif genug dafür sind, mit ihr umzugehen.“

„Und dennoch waren Sie es, der Roosevelt davon überzeugt hat, die Bombe zu entwickeln.“

„Das war etwas anderes.“

„In welcher Hinsicht?“

„Die Bombe sollte dazu dienen, Hitler zu bekämpfen. Aber wissen Sie, ich habe es schon bereut, den Präsidenten zu ihrem Bau überredet zu haben.“

„Ach ja? Und was, wenn die Nazis sie zuerst gebaut hätten? Was wäre dann passiert?“

„Sicher“, pflichtete Einstein ihm bei. „Das wäre eine Katastrophe gewesen. So schwer es mir fällt, das zu sagen, aber womöglich war der Bau der Bombe tatsächlich ein notwendiges Übel.“

„Dann geben Sie mir also Recht.“

„Tue ich das?“

„Ja, natürlich. Und worum ich Sie bitte, könnte erneut ein notwendiges Übel sein, um das Überleben unserer jungen Nation zu gewährleisten. Was ich damit sagen will: Sie haben Ihren Pazifismus bereits im Zweiten Weltkrieg hintangestellt und es erneut getan, um bei der Geburt Israels behilflich zu sein. Ich muss wissen, ob Sie es wieder tun werden.“

„Ich weiß nicht.“

Ben-Gurion seufzte.

„Professor, unsere junge Nation ist in Todesgefahr. Sie wissen ebenso gut wie ich, dass Israel von Feinden umzingelt ist und etwas braucht, das diese Feinde abschreckt und zum Rückzug zwingt. Andernfalls wird das Land noch in den Kinderschuhen verschluckt werden. Deswegen bitte ich Sie und flehe Sie an,

stellen Sie Ihren Pazifismus ein weiteres Mal hintan und helfen Sie uns in dieser schweren Stunde.“

„Das ist nicht das einzige Problem, Herr Premierminister.“

„Sondern?“

„Das Problem ist, dass ich zurzeit sehr beschäftigt bin. Ich bin dabei, eine einheitliche Feldtheorie zu entwickeln, die Gravitation und Elektromagnetismus einbezieht. Es ist eine sehr wichtige Arbeit, vielleicht die wichtigste ...“

„Kommen Sie, Professor“, unterbrach ihn Ben Gurion. „Ich bin mir sicher, Sie erkennen, dass das, was ich Ihnen sage, Vorrang hat.“

„Zweifellos“, räumte der Wissenschaftler ein. „Bleibt die Frage, ob das, worum Sie mich bitten, auch umgesetzt werden kann.“

„Und, kann es das?“

Einstein zögerte.

„Vielleicht“, sagte er schließlich. „Ich weiß nicht, ich muss die Sache prüfen.“

„Tun Sie das, Professor. Tun Sie es für uns, tun Sie es für Israel.“

Frank Bellamy machte sich rasch ein paar Notizen und warf dann einen Blick auf die Anzeige. Die roten Nadeln bewegten sich im Rhythmus des Tons, es wurde also jedes Wort aufgezeichnet. Bob verfolgte das Gesagte und schüttelte dann den Kopf.

„Ich glaube, das Wesentliche haben wir“, brummte er. „Soll ich die Aufnahme beenden?“

„Nein“, sagte Bellamy. „Mach weiter.“

„Aber sie haben inzwischen das Thema gewechselt.“

„Das macht nichts. Vielleicht kommen sie ja nochmal darauf zurück. Nimm weiter auf.“

„... mehrmals, ich habe nicht die herkömmliche Vorstellung von Gott, aber es fällt mir schwer zu glauben, dass es über die Materie hinaus nichts weiter geben soll“, sagte Ben Gurion. „Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich mache.“

„Doch, vollkommen.“

„Sehen Sie“, fuhr der Premierminister fort. „Das Gehirn besteht aus Materie, genau wie der Tisch. Aber der Tisch kann nicht denken. Das Gehirn ist Teil eines lebendigen Organismus, so wie meine Nägel, nur dass meine Nägel nicht denken können. Und wenn mein Gehirn vom Körper getrennt wird, kann es ebenfalls nicht denken. Die Gesamtheit aus Körper und Kopf macht es möglich, dass man denkt, was mich zu der Annahme führt, dass das Universum als Ganzes möglicherweise ein denkender Körper ist. Meinen Sie nicht?“

„Möglich ist es.“

„Ich habe immer gehört, Sie seien Atheist, Professor, aber glauben Sie nicht...“

„Nein, ich bin kein Atheist.“

„Nicht? Dann sind Sie also ein religiöser Mensch?“

„Ja, das kann man so sagen.“

„Aber ich habe irgendwo gelesen, Sie seien der Meinung, dass die Bibel irrt ...“

Einstein lachte.

„Und das tue ich auch.“

„Aber das bedeutet doch, dass Sie nicht an Gott glauben.“

„Das bedeutet, dass ich nicht an den Gott der Bibel glaube.“

„Worin besteht der Unterschied?“

Ein Seufzen war zu hören.

„Wissen Sie, als Kind war ich sehr religiös. Aber mit zwölf Jahren habe ich angefangen, diese populärwissenschaftlichen Bücher zu lesen, ich weiß nicht, ob Sie sie kennen ...“

„Doch, doch.“

„... und bin zu dem Schluss gelangt, dass die meisten Geschichten in der Bibel nicht mehr sind als Mythen. Praktisch von einem Tag auf den anderen habe ich aufgehört zu glauben. Ich habe lange darüber nachgedacht und begriffen, dass die Vorstellung von einem Gott in Menschengestalt ein wenig naiv, geradezu kindlich, ist.“

„Warum?“

„Weil es eine anthropomorphe Vorstellung ist, erschaffen von der Fantasie des Menschen in dem Versuch, damit auf sein Schicksal einzuwirken und in

schweren Stunden Trost zu finden. Da wir die Natur nicht beeinflussen können, haben wir diese Vorstellung von einem gütigen, väterlichen Gott geschaffen, der alles lenkt und der uns hört und leitet. Das ist ein sehr tröstlicher Gedanke, meinen Sie nicht? Wir geben uns der Illusion hin, dass wir ihn mit vielen Gebeten dazu bewegen können, die Natur zu kontrollieren und unsere Wünsche zu erfüllen. Und wenn wir nicht verstehen, warum ein so gütiger Gott es zulässt, dass die Dinge schlecht laufen, vermuten wir dahinter irgendeine mysteriöse Absicht und fühlen uns ein wenig getröstet. Das ergibt doch keinen Sinn, oder?“

„Glauben Sie denn nicht, dass Gott sich um uns sorgt?“

„Sie müssen bedenken, Herr Premierminister, dass wir eine von Millionen Spezies sind, die den dritten Planeten eines peripheren Sterns einer mittelgroßen Galaxie mit mehreren Milliarden Sternen bewohnen, und dass diese Galaxie selbst nur eine von mehreren Milliarden Galaxien ist, die es im Universum gibt. Wie soll ich da bitteschön an einen Gott glauben, der sich die Arbeit macht, sich in der Unendlichkeit dieser unvorstellbaren Dimensionen um jeden Einzelnen von uns zu kümmern?“

„Nun, in der Bibel steht, dass Gott gut und allmächtig ist. Und wenn er allmächtig ist, dann ist er zu allem in der Lage, auch dazu, sich um das Universum und um jeden Einzelnen von uns zu kümmern.“

Einstein schlug sich mit der linken Hand aufs Knie.

„Gut und allmächtig soll er sein? Das ist doch absurd. Wenn er das tatsächlich wäre, so wie die Bibel behauptet, aus welchem Grund erlaubt er dann die Existenz des Bösen? Aus welchem Grund hat er zum Beispiel den Holocaust zugelassen? Wenn man es recht betrachtet, sind das doch zwei widersprüchliche Gedanken, oder nicht? Wenn Gott gut ist, kann er nicht allmächtig sein, da er nicht imstande ist, dem Bösen ein Ende zu setzen. Und wenn er allmächtig ist, dann kann er nicht gut sein, da er das Böse zulässt. Ein Denkmodell schließt das andere aus. Welches ist Ihnen lieber?“

„Nun, vielleicht das, demzufolge Gott gütig ist.“

„Aber ist Ihnen schon mal aufgefallen, mit wie vielen Problemen dieser Gedanke verbunden ist? Wenn Sie die Bibel aufmerksam lesen, werden Sie feststellen, dass sie nicht das Bild eines gütigen Gottes vermittelt, sondern eher

das eines eifersüchtigen Gottes, der blinde Gefolgschaft verlangt und Furcht einflößt; eines Gottes, der straft und opfert und der imstande ist, Abraham zu befehlen, seinen Sohn zu töten, nur um die Gewissheit zu haben, dass er ihm treu ergeben ist. Wozu dient eine so grausame Prüfung, wenn er gütig ist? Er kann es also gar nicht sein.“

Ben-Gurion lachte auf.

„Jetzt haben Sie mich erwischt, Professor“, gab er zu. „Also gut, Gott ist nicht unbedingt gütig. Aber wenn er der Schöpfer des Universums ist, dann ist er doch zumindest allmächtig, nicht wahr?“

„Tatsächlich? Wenn er das wäre, warum straft er dann seine Geschöpfe, wo doch alles von ihm erschaffen wurde? Straft er sie dann nicht für Dinge, für die allein er die Verantwortung trägt? Richtet er nicht über sich selbst, wenn er über sie richtet? Um ehrlich zu sein, kann meiner Meinung nach nur seine Nichtexistenz ihn entschuldigen.“ Er legte eine Pause ein. „Bei genauer Betrachtung kann es diese Allmacht übrigens gar nicht geben, auch dieser Gedanke steckt voller unlösbarer logischer Widersprüche.“

„Inwiefern?“

„Die Unmöglichkeit der Omnipotenz lässt sich leicht anhand des folgenden Paradoxons erklären: Wenn Gott allmächtig wäre, könnte er einen Stein erschaffen, der so schwer wäre, dass nicht einmal er selbst ihn heben könnte.“

Einstein hob die Augenbrauen.

„Verstehen Sie? Wenn Gott den Stein nicht heben kann, ist er nicht allmächtig. Kann er ihn doch heben, ist er ebenfalls nicht allmächtig, weil er nicht imstande war, einen Stein zu erschaffen, den er nicht heben kann.“ Er grinste. „Die Schlussfolgerung lautet, es gibt keinen allmächtigen Gott, das ist eine Fantasievorstellung des Menschen, der Trost und zudem eine Erklärung für das sucht, was er nicht versteht.“

„Dann glauben Sie also nicht an Gott.“

„Nein, an den Gott in Menschengestalt aus der Bibel glaube ich nicht.“

„Meinen Sie denn, dass es nichts über die Materie hinaus gibt?“

„Doch, natürlich. Es muss etwas über die Energie und die Materie hinaus geben.“

„Was denn nun, Professor, glauben Sie oder glauben Sie nicht.“

„An den Gott der Bibel glaube ich nicht, das habe ich Ihnen ja bereits gesagt.“

„Woran glauben Sie dann?“

„Ich glaube an den Gott von Spinoza, der sich in der harmonischen Ordnung dessen offenbart, was ist. Ich bewundere die Schönheit und die einfache Logik des Universums, ich glaube an einen Gott, der sich im Universum offenbart, an einen Gott, der ...“

Frank Bellamy rollte genervt die Augen und schüttelte den Kopf.

„Himmel aber auch!“, brummte er. „Was reden die denn da?“

Vor den Tonbandgeräten rutschte Bob auf seinem Stuhl hin und her.

„Sieh es doch mal positiv, Frank“, sagte er. „Wir hören hier gerade mit an, was das größte Genie in der Geschichte der Menschheit über Gott denkt. Was meinst du, wie viele Leute dafür bezahlen würden, an unserer Stelle zu sein?“

„Das ist hier keine Showveranstaltung, Bob. Es geht um die nationale Sicherheit, wir müssen noch mehr über das erfahren, was Ben-Gurion von ihm will. Wenn Israel die Atombombe hat, was glaubst du, wie lange es dauert, bis alle anderen sie auch haben?“

„Du hast völlig Recht, entschuldige.“

„Es ist zwingend notwendig, weitere Einzelheiten zu erfahren.“

„Natürlich. Hören wir lieber wieder zu.“

„... von Spinoza.“

Es entstand eine lange Pause, bis Ben-Gurion wieder sprach.

„Halten Sie es für möglich, die Existenz Gottes zu beweisen, Professor?“

„Nein, Herr Premierminister, das halte ich nicht für möglich. Die Existenz Gottes lässt sich nicht beweisen, ebenso wenig wie seine Nichtexistenz. Wir können lediglich das Geheimnis spüren und den großartigen Plan bewundern, der sich im Universum ausdrückt.“

Es entstand abermals eine Pause.

„Aber warum wollen Sie nicht zumindest versuchen, den Beweis für die Existenz oder Nichtexistenz Gottes zu führen?“



„Ich habe Ihnen doch schon gesagt, ich glaube nicht, dass das möglich ist.“

„Und wenn es doch möglich wäre, welches wäre der Weg?“

Stille.

Nun zögerte Einstein mit einer Antwort. Er wandte den Kopf und betrachtete das dichte Grün entlang der Mercer Street. Aus seinem Blick sprachen zugleich die Weisheit und die Jungenhaftigkeit eines Menschen, der über alle Zeit der Welt verfügt und der noch nicht die Fähigkeit verloren hat, das Wunder des üppig blühenden Frühlings zu bestaunen.

Er atmete tief ein.

„*Raffiniert ist der Herrgott, aber boshaft ist er nicht*“, sagte er schließlich auf Deutsch.

Ben-Gurion machte ein neugieriges Gesicht.

„*Was wollen Sie damit sagen?*“, fragte er ebenfalls auf Deutsch.

„*Die Natur verbirgt ihr Geheimnis durch die Erhabenheit ihres Wesens, aber nicht durch List.*“

Frank Bellamy schlug mit der Faust auf die Fensterbank.

„Verdammt!“, rief er aus. „Jetzt reden sie auch noch Deutsch.“

„Was sagen sie denn?“, fragte Bob.

„Was weiß ich, sehe ich vielleicht aus wie ein Kraut?“

Bob schien verwirrt.

„Was soll ich jetzt machen? Weiter aufnehmen?“

„Selbstverständlich. Wir nehmen das Band mit ins Büro und lassen es übersetzen.“ Er verzog verächtlich das Gesicht. „Bei all den Nazis, die wir jetzt da haben, dürfte das ja wohl nicht so schwierig sein.“

Der Agent drückte seine Nase gegen die Fensterscheibe, die von seinem Atem beschlug, und blickte zu den beiden Alten hinüber, die sich im Garten des Hauses Nummer 112 Mercer Street unterhielten und aussahen wie Brüder.



# I

2006

Das Chaos auf der Straße war unbeschreiblich: Verbeulte Autos, dröhnende Laster und qualmende Busse drängten sich wild hupend auf dem ölverschmierten Asphalt. Säuerlicher Geruch nach verbranntem Diesel erfüllte die heiße Vormittagsluft, und der Smog hing dicht über den heruntergekommenen Häusern. Es hatte etwas Dekadentes, wie die alte Stadt mit den schlimmsten Auswüchsen der Moderne den Anschluss an die Zukunft suchte.

Unschlüssig, welche Richtung er einschlagen sollte, blieb Tomás Noronha auf der Treppe des Museums stehen und prüfte seine Alternativen. Vor ihm erstreckte sich der weitläufige Tahrir-Platz, an dessen anderen Ende zahlreiche Cafés lagen. Allerdings war der Platz das Epizentrum des Verkehrschaos, über das sich die Schrottlawine vor seinen Augen dahinwälzte. Dort hinüber zu gelangen, war undenkbar. Er blickte nach links, wo er die Möglichkeit hätte, in der Qasr El-Nil-Straße im Groopi's etwas Süßes zu essen und einen Tee zu trinken, doch dafür war sein Appetit zu groß. Mit etwas Gebäck würde sich sein Hunger nicht stillen lassen. Rechterhand konnte er der Corniche El-Nil folgen, der Uferstraße, an der sein Hotel lag, und dort in einem der hervorragenden Restaurants mit Blick über den Fluss und zu den Pyramiden etwas essen.

„Sind Sie zum ersten Mal in Kairo?“

Tomás blickte sich überrascht um.

„Verzeihung?“

„Ich habe gefragt, ob Sie zum ersten Mal in Kairo sind.“

Eine hochgewachsene Frau mit langem, schwarzem Haar trat aus dem Museum und kam auf ihn zu. Ihre Augen waren honigfarben, ihre vollen Lippen scharlachrot geschminkt. Sie trug gediegene Rubinohrringe, ein hautenges graues Kostüm und hochhackige schwarze Schuhe, die ihre makellosen Kurven und ihre langen Beine betonten.

Eine exotische Schönheit.

„Äh, nein“, stammelte Tomás. „Ich war schon oft hier.“

Die Frau streckte ihm die Hand entgegen.

„Sehr erfreut“, sagte sie und lächelte. „Mein Name ist Ariana. Ariana Pakravan.“

„Die Freude ist ganz meinerseits.“

Sie schüttelten sich die Hände.

„Wollen Sie mir nicht Ihren Namen verraten?“

„Oh, entschuldigen Sie bitte. Ich heiße Tomás. Tomás Noronha.“

„Hallo, Thomas.“

„Tomás“, korrigierte er. „Die Betonung liegt auf dem A. Tomás.“

„Tomás“, wiederholte sie. „Richtig?“

„Genau. Araber haben immer gewisse Schwierigkeiten, meinen Namen richtig zu betonen.“

„Und wer hat Ihnen gesagt, dass ich Araberin bin?“

„Sind Sie das etwa nicht?“

„Nein, ich bin Iranerin.“

„Ich wusste gar nicht, dass Iranerinnen so hübsch sind“, erwiderte er. Arianas Gesicht erstrahlte.

„Ich sehe schon, Sie sind ein Charmeur.“

Tomás errötete.

„Verzeihung, das ist mir so herausgerutscht.“

„Machen Sie sich nichts draus, schon Marco Polo sagte, die Iranerinnen seien die schönsten Frauen der Welt.“

Sie zwinkerte verführerisch.

„Und außerdem gibt es wohl keine Frau, die sich nicht über ein Kompliment freut, nicht wahr?“

Tomás Noronha blickte prüfend auf ihr enganliegendes Kostüm.

„Aber Sie sind so modern. Das ist für jemanden, der aus dem Land der Ajatollahs kommt, doch sehr überraschend.“

„Nun, ich bin ein Sonderfall.“

Ariana blickte zu dem Chaos auf dem Tahrir-Platz.

„Sind Sie hungrig?“

„Und wie“, antwortete Tomás. „Ich könnte einen ganzen Ochsen verspeisen!“

„Dann kommen Sie, ich kenne einen Ort, wo Sie ein paar einheimische Spezialitäten kosten können.“

Das Taxi steuerte in den östlichen Teil der Altstadt von Kairo. Dabei ließen sie die breiten Prachtstraßen der Innenstadt allmählich hinter sich und passierten ein Labyrinth von Gassen, in denen das Leben brodelte, mit Eselskarren, Passanten in traditionellen Gewändern, fliegenden Händlern, Radfahrern, Papyrusverkäufern, Falafelständen, Läden voller Messing-, Kupfer- und Lederwaren, Teppiche, Stoffe und nagelneuer Antiquitäten, mit Straßencafés, in denen die Gäste Wasserpfeife rauchten, und mit dem intensiven Geruch nach Frittiertem, nach Saffran, Kurkuma und Chili in der Luft.

Das Taxi setzte sie direkt vor einem Restaurant am Midan Hussein ab, einem begrünten Platz im Schatten eines schlanken Minarets.

Das Abu Hussein wirkte westlicher als die meisten ägyptischen Restaurants. Alle Tische waren makellos sauber gedeckt, und – was in dieser Stadt nicht unwichtig war – die Klimaanlage lief mit voller Kraft und erfüllte das Lokal mit angenehmer Kühle.

Sie setzten sich ans Fenster mit Blick auf die Moschee, und der Kellner in weißer Livree reichte ihnen die Speisekarte. Als Tomás sie öffnete, schüttelte er den Kopf.

„Ich verstehe kein Wort.“

Ariana sah ihn über den Rand ihrer Karte an.

„Was möchten Sie denn gerne essen?“

„Suchen Sie etwas aus. Ich begeben mich ganz in Ihre Hände.“

„Sicher?“

„Unbedingt.“

Ariana prüfte das Angebot, rief den Kellner und gab die Bestellung auf.

Vom Minarett ertönte die durchdringende Stimme des Muezzins, der die Gläubigen zum Gebet rief. Das in melodischen Wellen intonierte *Allahu akbar* breitete sich über die Stadt aus, und Ariana sah vom Fenster aus zu, wie die Menschenmenge zur Moschee strömte.

„Es ist komisch“, sagte Tomás, „wir sind hier gemeinsam beim Essen, ohne einander zu kennen. Sie wissen ja außer meinem Namen noch nichts über mich.“

Ariana hob eine Augenbraue und machte ein spitzbübisches Gesicht.

„Da irren Sie sich.“

„So? Aber ich habe Ihnen doch noch nichts erzählt.“

„Das brauchen Sie auch nicht. Ich habe mich bereits informiert.“

„Ach ja?“

„Soll ich es Ihnen beweisen? Ich weiß, dass Sie Portugiese sind und als einer der weltweit größten Spezialisten für Kryptanalyse und alte Sprachen gelten. Sie unterrichten an der Neuen Universität Lissabon und arbeiten im Moment auch als Berater der Gulbenkian-Stiftung, für die Sie die Übersetzung der Hieroglyphen der ägyptischen Exponate und der Keilschrifttexte der assyrischen Basreliefs des Museums überarbeiten, das zur Stiftung gehört.“

Sie sprach, als würde sie auf eine Prüfungsfrage antworten.

„Nach Kairo sind Sie gekommen, um an der Konferenz über den Karnak-Tempel teilzunehmen und haben die Gelegenheit genutzt, die Möglichkeiten für den Erwerb der Narmer-Palette für Ihr Museum auszuloten, die im Keller des Ägyptischen Museums aufbewahrt wird.“

„Sie sind wirklich gut informiert. Ich bin beeindruckt.“

„Ich weiß auch, dass Sie seit kurzem geschieden sind.“

Tomás kniff die Augenbrauen zusammen und fragte sich, was er davon halten sollte. Das war ein Detail aus seinem Privatleben, und es bereitete ihm ein gewisses Unbehagen, dass jemand darin herumgeschnüffelt hatte.

„Woher zum Teufel wissen Sie das alles?“

„Werter Herr Professor, Sie glauben doch wohl nicht, dass ich Sie angesprochen habe, weil ich auf eine schnelle Nummer mit Ihnen aus bin, oder?“

Ariana lächelte kühl und schüttelte den Kopf.

„Nein, ich bin dienstlich hier, und das ist ein Geschäftsessen, verstehen Sie?“

Tomás schaute verlegen.

„Nein, ich verstehe ganz und gar nicht.“

„Denken Sie doch mal nach, Professor. Ich bin eine muslimische Frau und komme, wie Sie selbst vorhin bemerkt haben, aus dem Land der Ajatollahs, wo die Moral, wie Sie wissen, besonders streng ist. Was glauben Sie wohl, wie viele iranische Frauen einen Europäer auf der Straße ansprechen und ihn so mir nichts dir nichts zum Mittagessen einladen?“

„Nun, darüber habe ich in dem Moment wohl nicht nachgedacht.“

„Keine Frau im Iran würde so etwas tun, Professor, keine. Wir beide sitzen hier, weil wir etwas zu besprechen haben.“

„Haben wir das?“

Ariana stützte die Ellenbogen auf den Tisch und sah Tomás in seine grünen Augen.

„Wie ich Ihnen bereits gesagt habe, Professor, weiß ich, dass Sie wegen der Konferenz hier in Kairo sind und auch wegen der frühägyptischen Stele, die Sie für das Gulbenkian-Museum erwerben möchten. Aber ich habe Sie in dieses Lokal geführt, um Ihnen ein anderes Geschäft vorzuschlagen.“

Sie bückte sich nach ihrer Handtasche und legte sie auf den Tisch.

„Ich habe hier Auszüge eines Manuskripts, das zur bedeutendsten Entdeckung des Jahrhunderts werden könnte.“

Sie strich mit der Hand leicht über ihre Handtasche.

„Ich bin hier im Auftrag meiner Regierung, um Sie zu fragen, ob Sie mit uns an der Übersetzung dieses Dokuments arbeiten möchten.“

Tomás starrte Ariana einen Moment lang an.

„Soll das heißen, dass Sie mich engagieren wollen?“

„Ganz genau.“

„Haben Sie denn keine eigenen Übersetzer?“

Ariana lächelte.

„Sagen wir es so, das hier fällt in Ihr Spezialgebiet.“

„Alte Sprachen?“

„Nicht ganz.“

„Was dann? Kryptanalyse?“

„Ja.“

Tomás rieb sich das Kinn.

„Hm“, murmelte er. „Was ist das für ein Manuskript?“

Ariana setzte sich aufrecht hin und nahm eine ernste, geradezu förmliche Haltung an.

„Ehe wir weiterreden, muss ich eine Bedingung stellen.“

„Bitte.“

„Alles, worüber wir sprechen werden, ist vertraulich. Sie dürfen mit niemandem über den Inhalt unseres Gesprächs reden. Haben Sie verstanden? Mit niemandem. Auch wenn wir uns nicht einigen sollten, müssen Sie über alles, was ich Ihnen jetzt sage, Stillschweigen bewahren.“

Sie sah ihn eindringlich an.

„Habe ich mich deutlich ausgedrückt?“

„Ja, Sie können ganz beruhigt sein.“

Ariana öffnete die Handtasche, holte einen Ausweis und ein Blatt Papier daraus hervor und reichte ihm beides.

„Das ist mein Beamtenausweis vom Wissenschaftsministerium.“



Tomás nahm den Ausweis mit Eintragungen auf Farsi und einem Foto, das Ariana in islamischer Kleidung zeigte.

„Immer hübsch, nicht wahr?“

Ariana lächelte.

„Und Sie? Immer galant, nicht wahr?“

Tomás blickte erneut auf den Ausweis.

„Ich verstehe kein Wort von dem, was da steht.“ Unbeeindruckt gab er ihr den Ausweis zurück. „Für mich kann das genauso gut eine Fälschung aus einer beliebigen Druckerei sein.“

Ariana lächelte.

„Zu gegebener Zeit werden Sie sehen, dass alles echt ist.“

Sie zeigte ihm das Blatt Papier.

„Das hier ist das Dokument des Wissenschaftsministeriums, das die Echtheit des Manuskripts beglaubigt, an dem Sie für uns arbeiten sollen.“

Tomás prüfte das Schriftstück und las es von vorne bis hinten durch. Es war ein auf Englisch getipptes amtliches Schreiben mit dem iranischen Siegel im Briefkopf. Es wies Ariana Pakravan aus als Leiterin einer vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Technologie der Islamischen Republik Iran ernannten Arbeitsgruppe zur Entschlüsselung und Echtheitsfeststellung eines Manuskripts mit dem deutschen Titel *Die Gottesformel*. Die unleserliche Unterschrift in blauer Tinte am Schluss stammte von Bozorgmehr Shafaq, dem Minister für Wissenschaft, Forschung und Technologie.

Tomás zeigte auf den Titel des Manuskripts.

„*Die Gottes* was?“

„*Die Gottesformel*. Das ist Deutsch.“

„Dass es Deutsch ist, war mir schon klar“, sagte er. „Aber was bedeutet es?“

Ariana holte ein weiteres, doppelt zusammengefaltetes Blatt aus ihrer Handtasche, öffnete es und reichte es Tomás. Auf dem karierten

Papier stand in Großbuchstaben DIE GOTTESFORMEL. Darunter befanden sich ein Gedicht und eine Unterschrift.

„Das ist eine Fotokopie der ersten Seite von besagtem Manuskript“, erklärte Ariana. „Wie Sie sehen, handelt es sich um denselben Titel, den Minister Shafaq in dem Dokument erwähnt, das ich Ihnen vorgelegt habe.“

„Ja, *Die Gottesformel*“, wiederholte Tomás. „Aber was soll das sein?“

„Es ist ein Manuskript von einer der bedeutendsten Persönlichkeiten der Menschheit.“

„Von wem?“, fragte Tomás amüsiert. „Etwa von Jesus Christus?“

„Ich habe schon gemerkt, dass Sie ein Spaßvogel sind.“

„Nun sagen Sie schon von wem.“

Betont langsam brach Ariana ein Stück Brot ab, bestrich es mit Hummus und biss hinein. Dann blickte sie Tomás in die Augen.

„Von Albert Einstein.“

Tomás sah die Fotokopie mit wachsender Neugier an.

„Einstein? Hm, interessant. Diese Unterschrift stammt tatsächlich von ihm?“

„Ja.“

„Es ist seine Handschrift?“

„Ja. Wir haben bereits entsprechende Tests gemacht und es überprüft.“

„Und wann ist dieser Text publiziert worden?“

„Nie.“

„Wie bitte?“

„Er ist nie publiziert worden.“

„Wollen Sie damit sagen, es handelt sich um einen unveröffentlichten Text?“

„Ganz genau.“

Tomás piffte anerkennend; er brannte jetzt vor Neugier. Dann prüfte er noch einmal eingehend die Fotokopie, die Buchstaben des Titels,

das Gedicht und die unleserliche Unterschrift darunter. Von dem Blatt Papier wanderten seine Augen zu Arianas Handtasche, die noch immer auf dem Tisch lag.

„Wo sind die übrigen Seiten?“

„In Teheran.“

„Können Sie mir Kopien davon besorgen, um es zu studieren?“

Ariana schüttelte ihre dunklen Haare.

„Nein. Das ist ein höchst vertrauliches Dokument. Um es zu studieren, müssen Sie nach Teheran reisen.“ Sie neigte den Kopf zur Seite.

„Was halten Sie davon, direkt von hier aus hinzufiegen?“

Tomás lachte laut auf und hob abwehrend die Hand.

„Langsam, immer mit der Ruhe. Zum einen bin ich mir nicht sicher, ob ich diese Arbeit übernehmen kann. Schließlich bin ich im Auftrag der Gulbenkian-Stiftung hier. Außerdem habe ich in Lissabon noch andere Verpflichtungen. Die Vorlesungen an der ...“

„Hunderttausend Euro“, unterbrach Ariana ihn. „Wir sind bereit, Ihnen hunderttausend Euro zu zahlen.“

Tomás zögerte.

„Hunderttausend Euro?“

„Ja. Und sämtliche Spesen.“

„Wie lange soll ich dafür arbeiten?“

„So lange wie nötig.“

„Was heißt das? Eine Woche?“

„Ein oder zwei Monate.“

Tomás runzelte die Stirn.

„Hm, ich weiß nicht, ob ich das tun kann.“

„Warum nicht? Zahlt man Ihnen bei Gulbenkian und an der Universität etwa mehr?“

„Nein, das nicht. Das Problem sind meine Verpflichtungen. Ich kann sie nicht einfach so vernachlässigen. Das werden Sie wohl verstehen.“

Ariana beugte sich über den Tisch und starrte ihn mit ihren honigfarbenen Augen an.

„Professor, einhunderttausend Euro sind viel Geld. Und wir zahlen Ihnen diese Summe monatlich zuzüglich Spesen.“

„Monatlich?“

„Jawohl“, bestätigte sie.

Tomás dachte über das Angebot nach. Einhunderttausend Euro bedeuteten über dreitausend pro Tag, er würde an einem Tag mehr verdienen als an der Universität in einem Monat. Warum also zögerte er? Er lächelte und hielt ihr über den Tisch hinweg die Hand entgegen.

„Abgemacht.“

Per Handschlag besiegelten sie das Geschäft.

„Und wir fliegen sofort nach Teheran“, fügte sie hinzu.

„Hm, das geht nicht“, sagte Tomás. „Ich muss erst noch in Lissabon einige Dinge erledigen.“

„Professor, wir brauchen Ihre Dienste dringend. Wer eine solche Summe bekommt wie Sie, darf sich nicht mit Nebensächlichkeiten aufhalten.“

„Hören Sie, ich muss der Gulbenkian-Stiftung einen Bericht vorlegen und außerdem einige offene Angelegenheiten an der Universität regeln. Es stehen noch vier Lehrveranstaltungen bis zum Semesterende an, und ich muss einen Assistenten finden, der sie abhält. Erst danach kann ich nach Teheran fliegen.“

Ariana seufzte ungeduldig.

„Wie lange wird das dauern?“

„Eine Woche.“

Sie wiegte nachdenklich den Kopf.

„Hm ... in Ordnung. Ich nehme an, wir werden uns bis dahin gedulden können.“

Tomás betrachtete erneut die Fotokopie.

„Wie ist dieses Manuskript in iranische Hände gelangt?“

„Das darf ich Ihnen nicht verraten.“

„Aha. Aber ich vermute, dass Sie mir sagen dürfen, um welches Thema es in diesem unveröffentlichten Text von Einstein geht, oder?“

Ariana schüttelte erneut den Kopf und seufzte.

„Leider darf ich Ihnen auch das nicht sagen.“

„Sagen Sie bloß nicht, dass das ebenfalls vertraulich ist.“

„Doch, das ist, genau wie das gesamte Projekt, vertraulich, verstehen Sie? In diesem Fall kann ich Ihnen allerdings aus dem einfachen Grund nicht antworten, weil wir, so unglaublich das auch klingen mag, selbst nicht verstehen, was darin steht.“

„Wieso nicht?“, fragte Tomás erstaunt. „Worin besteht die Schwierigkeit? Haben Sie niemanden, der Deutsch lesen kann?“

„Das Problem besteht darin, dass ein Teil des Textes nicht auf Deutsch verfasst wurde.“

„Sondern?“

„Hören, Sie, was ich Ihnen hier sage, ist wirklich absolut vertraulich, verstanden?“

„Ja, das haben wir doch schon besprochen, Sie können ganz beruhigt sein.“

Ariana atmete tief durch.

„Fast das gesamte Manuskript ist von Einstein handschriftlich auf Deutsch verfasst worden, aber ein kleiner Abschnitt ist aus Gründen, die uns noch nicht ganz klar sind, verschlüsselt. Unsere Kryptanalysten haben sich damit beschäftigt, sind aber zu dem Schluss gekommen, dass sie den Text nicht dechiffrieren können, weil er auf einer Sprache basiert, die weder Deutsch noch Englisch ist.“

„Könnte es Hebräisch sein?“

„Nein, Einstein sprach nur schlecht Hebräisch. Er hat ein paar Brocken gelernt, war aber weit davon entfernt, die Sprache zu beherrschen.“

„Welche Sprache könnte es dann sein?“

„Es gibt stichhaltige Gründe zu der Annahme, dass es sich um Portugiesisch handelt.“

Tomás legte ungläubig die Stirn in Falten.

„Aber hat Einstein denn Portugiesisch gesprochen?“

„Natürlich nicht“, sagte Adriana. „Aber wir glauben, dass einer seiner Mitarbeiter, der Portugiesisch konnte, diesen kleinen Abschnitt verfasst und verschlüsselt hat.“

„Aber warum?“

„Die Gründe sind noch nicht ganz klar. Möglicherweise hat es etwas mit der Bedeutung des Textes zu tun.“

Tomás rieb sich die Augen. Er musste einen Moment innehalten und Zeit gewinnen, um seine Gedanken zu ordnen.

„Und deshalb haben Sie sich also an mich gewandt“, sagte er schließlich.

„Ja“, bestätigte Ariana, „denn wenn der verschlüsselte Text ursprünglich auf Portugiesisch geschrieben wurde, ist es offenkundig, dass wir einen portugiesischen Kryptanalysten brauchen, nicht wahr?“

Tomás nahm nochmals die Kopie der ersten Manuskriptseite zur Hand und prüfte sie aufmerksam, vor allem das maschinengeschriebene Gedicht unter dem Titel. Er deutete mit dem Finger darauf und sah Ariana an.

„Was ist das?“

„Irgendein Gedicht.“ Sie zuckte mit den Achseln. „Abgesehen von einem merkwürdigen Hinweis vor der ersten verschlüsselten Zeile ist das der einzige Text in Englisch. Alles andere ist auf Deutsch. Sie können doch Deutsch, oder?“

„Meine Liebe, ich kann Portugiesisch, Spanisch, Englisch, Französisch, Latein, Griechisch und Koptisch. Im Erlernen von Hebräisch und Aramäisch bin ich schon recht weit fortgeschritten, aber die deutsche Sprache beherrsche ich leider noch nicht. Ich habe lediglich ein paar Grundkenntnisse.“

„Ja“, sagte sie. „So hatte ich es bei meinen Nachforschungen auch gelesen.“

„Ja, Ihre Nachforschungen ...“

Tomás warf einen letzten Blick auf die Fotokopie.

„Die *Gottesformel*“, las er. „Was soll das sein?“

„Das ist der Titel des Manuskripts.“

Tomás lachte.

„Danke“, sagte er mit spöttischer Miene. „Soweit war ich auch schon gekommen. Aber was bedeutet er?“

Ariana trank genüsslich einen Schluck Karkade, stellte das Glas mit dem süßlichen, dunklen Hibiskustee zurück auf den Tisch. Dann blickte sie Tomás eindringlich an und erklärte es ihm.